FORMEN DER JAGD

DIE GATTERJAGD

Seit den 1980er-Jahren gerät das Weidwerk in den deutschsprachigen Ländern zunehmend unter Kritik. Eine Treibjagd zur Reduktion des Schwarzwildes in einem niederösterreichischen Wildgehege sorgte nun für jagdfeindliche Artikel in der Boulevardpresse. Die bekannte Wildbiologin Dr. Karoline SCHMIDT heizte mit ihrem wortgewaltigen Artikel „Ballern im Bordell", der am 28. November 2014 in der „Presse" erschien, die Diskussion über die Gatterjagd an.

AUTOR & FOTOGRAF: DR. JOHANNES DIEBERGER

Bei einer Vortragsveranstaltung des „Grünen Kreuzes" am 8. April dieses Jahres in Wien wurde bei der abschließenden Diskussion auch die Themen Wildgatter und Gatterjagd angesprochen. Dabei konnte man sehen, dass die heutigen Jäger die Hege von Wildtieren in eingefriedeten Wildbahnen und den Abschuss derselben sehr unterschiedlich bewerten. Bei manchen Artikeln zu solchen Fragen in kleinformatigen Zeitungen habe ich den Eindruck, dass es den Journalisten weniger um eine sachliche Berichterstattung geht, sondern vielmehr bekannteren Politikern, Geschäftsleuten und insbesondere auch Vertretern der Jagd ein negatives Image angehängt werden soll. Und manchen Tier- und Naturschützern sowie Jagdgegnern ist jede Gelegenheit willkommen, die das Weidwerk in einem schlechten Licht erscheinen lässt. Ich möchte im Folgenden versuchen, das Thema zu versachlichen: Vorerst möchte ich historisch klären, wie es zu zahlreichen früheren bzw. noch bestehenden Wildgehegen kam, dann möchte ich hinterfragen, warum solche Einrichtungen heute noch geschätzt werden. Und schließlich möchte ich Anmerkungen zur Bewertung der Gatterjagd anfügen.

ES BEGANN MIT MENAGERIEN IN DER ANTIKE

In der Antike schätzten viele orientalische Herrscher die Haltung von Wildtieren in ihren Gärten und Parkanlagen, aber auch in Menagerien. Einerseits sollten bunte Vögel und andere schöne Tiere die gepflegten Anlagen bereichern, andererseits wollte man neben Haustieren auch verschiedene Wildtiere, deren Haltung man beherrschte, für die höfische Küche vorrätig, also jederzeit verfügbar haben. Natürlich kam es bei diesen Haltungen mit der Zeit auch zu genetischen Veränderungen in Richtung Domestikation, da sich die weniger scheuen und ruhigeren Vertreter der gehaltenen Tiere in den Gärten und Menagerien besser hielten und auch vermehrten. Speisen, die man von solchen frisch geschlachteten „Wildtieren" zubereitete, schmeckten besser als Gerichte aus getrocknetem, geräuchertem oder eingesäuertem Wildbret. Die Griechen unter ALEXANDER dem Großen brachten mehrere solcher Park- und Menagerietiere, wie z.B. Fasane, Pfauen und Perlhühner, sowie die Haltungstechniken nach Europa. Später hatten auch die Römer großes Interesse an der Haltung von solchen halbwilden Tieren, da auch sie den Tafelfreuden sehr zugetan waren, aber sie schätzten auch schöne Exoten zur Bereicherung ihrer Gartenanlagen. (Siehe dazu auch meinen Bericht im St. HUBERTUS, Heft 10/2012). Unter anderem war das zarte Fleisch der Kaninchen, die damals nur in Südspanien und Marokko wild vorkamen, sehr beliebt. Daher legte man „Leporarien" an, das waren umzäunte Gehege, in denen sich diese Tiere leicht vermehrten. Der Name ist irreführend, denn er bedeutet „Hasengehege", aber die Römer hatten von der zoologischen Systematik natürlich noch keine Ahnung. Hasen lassen sich – im Gegensatz zu Kaninchen – in Gefangenschaft kaum weiterzüchten.

In Rom benötigte man auch zahlreiche Tiere für die Kampfjagden in der Arena. Spezialisten hatten daher die Aufgabe, unterschiedliche exotische Wildarten lebend und unverletzt einzufangen, nach Rom zu transportieren und zu halten, bis sie gebraucht wurden. Römische Offiziere und vermögende Bürger wollten auch in den verschiedenen eroberten Ländern nicht auf ihre Menagerien verzichten. So kamen Fasane, Pfauen, Kaninchen, Damwild und andere exotische Wildarten auch nach Mitteleuropa. Nach dem Niedergang des Römischen Reiches setzten einige der mittelalterlichen Adeligen die Tradition der Haltungen von halbwilden Tieren fort, sodass diese auch weiterhin für höfische Tafelfreuden zur Verfügung standen. Im Livre de Chasse des GASTON PHÉBUS, das kurz nach 1380 fertiggestellt wurde, sind zwei Abbildungen von Kaninchen bzw. der Kaninchenjagd zu finden. Die unterschiedliche Färbung der abgebildeten Tiere macht deutlich, dass diese bereits genetisch verändert, also schon halb domestiziert waren. Die Bejagung der Kaninchen mit Frettchen und Netzen war – ebenso wie das Einfangen oder Erlegen der gehegten exotischen Hühnervögel – kein kunstvolles Weidwerk, das eines Ritters würdig war, sondern nur „Handwerk". Es war daher die Aufgabe des Jagdpersonals, diese gehaltenen und halbzahmen Wildtiere rechtzeitig für die höfische Tafel zur Verfügung zu stellen. Seit dem frühen ➜

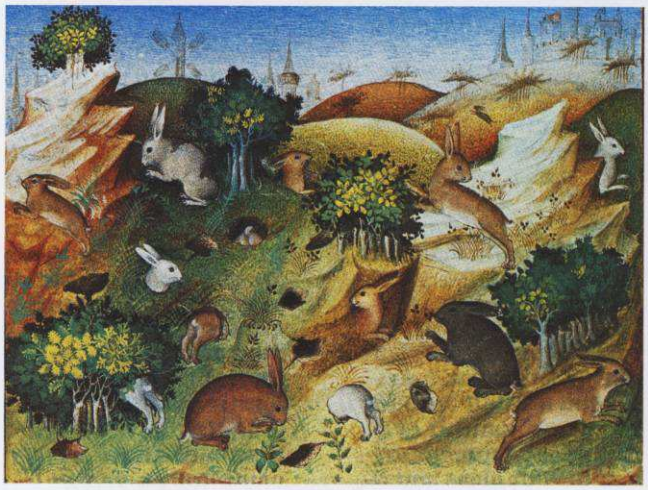
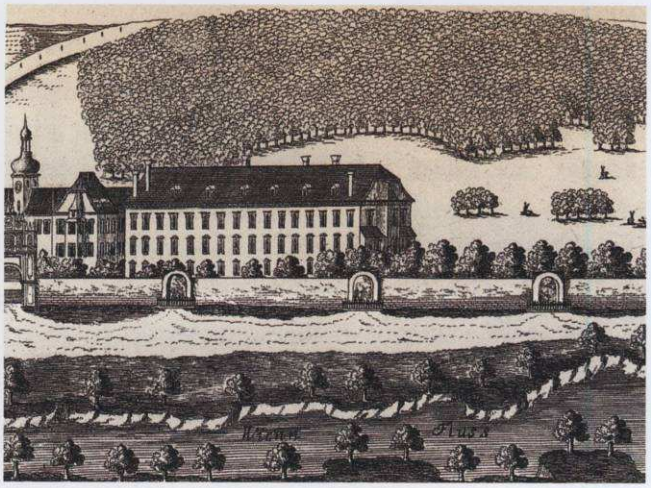


Abbildung aus dem Livre de Chasse (nach 1380): Kaninchen in einem mittelalterlichen Leporarium, die unterschiedliche Färbung der Tiere macht die beginnende Domestikation deutlich.



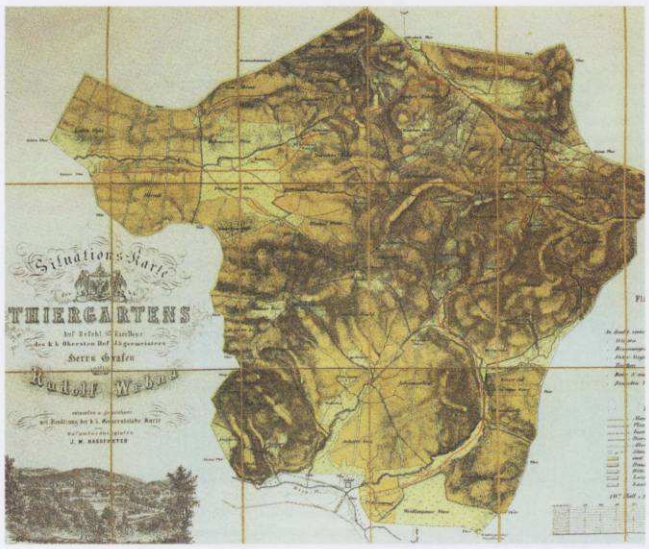
Georg Matthias VISCHER (1672): Der Khaiserliche Lust- und Thiergarten Schenbrunn

Mittelalter gab es an den Herrschersitzen Berufsjäger, die einerseits das ganze Jahr über den Hof mit frischem Wildbret (aus der freien Wildbahn und den Menagerien) versorgen und andererseits die herrschaftlichen Jagden der Grafen, Fürsten und Könige (Rotwildjagden, Sau- und Bärenhetzen, Beizjagden u. dgl.) vorbereiten, begleiten und unterstützen mussten. Nur vermögende Adelige konnten sich damals leisten, ihren Gästen Exoten, wie Fasane, Pfauen, Perlhühner, Schwäne u.a.m., aus den eigenen Menagerien zum Verspeisen anzubieten. Bevor solche Leckerbissen aufgetragen wurden, dekorierte das Küchenpersonal die gebratenen Vögel mit deren eigenem Gefieder, damit konnte man der vornehmen Tafelgesellschaft zweifellos imponieren. Die Haltung von Fasanen, Pfauen und anderen schönen Vögeln, die einige Kosten und Aufwendungen verursachte, diente primär der Nahrungsversorgung der feinen Gesellschaft, aber auch der Dekoration der herrschaftlichen Parkanlagen.

TIERGÄRTEN FÜR DIE JAGD

Im Hohen Mittelalter begann man in der Nähe zahlreicher Residenzstädte des Deutschen Reiches Tiergärten für Jagdzwecke anzulegen. Wien war bei den ausländischen Diplomaten schon lange sehr beliebt, weil die nahen Donau-Auen, der Wienerwald sowie die Feldfluren südlich und östlich der Stadt hervorragende Jagdmöglichkeiten boten. Vermutlich war es der hohe Wildbestand, der einst die jagdfreudigen Babenberger bewegte, den Regierungssitz hierher zu verlegen. Dennoch wurden ab dem 14. Jahrhundert auch in der Umgebung von Wien Hirsch- und Saugärten errichtet, in denen diese Wildarten gehalten wurden, damit die Adeligen – nach Lust und Laune – jederzeit eine Gesellschaftsjagd ansetzen konnten. In der Renaissance (etwa ab 1500) änderten sich in den deutschsprachigen Ländern die jagdlichen Vorlieben. Bis dahin schätzten die adeligen Jagdherrn vor allem Gesellschaftsjagden, die nur einzelnen Wildstücken galten: den Vorläufer der Parforcejagd insbesondere auf Rotwild, aber auch auf andere Schalenwildarten und Wölfe, die Hetzjagden auf Schwarzwild und Bären sowie die Beizjagd mit Falken, Habichten und Sperbern. Nunmehr bekam die Wirtschaft einen höheren Stellenwert, was auch beim Weidwerk Veränderungen bewirkte. Während in Frankreich die jagdlichen Traditionen des Mittelalters weiter gepflegt wurden, erfand man in Deutschland das „Eingestellte Jagen". Dabei ging es darum, bei einer Gesellschaftsjagd eine große Strecke zu erzielen, denn das Wildbret sollte nun zur Nahrungsversorgung der gewachsenen Bevölkerung eingesetzt werden und durch den Verkauf einen Gewinn abwerfen. Das war vorerst eine durchaus vernünftige Jagdmethode, die zwar einen hohen Personal- und Materialaufwand erforderte, aber in kurzer Zeit (also mit geringem Jagddruck) einen großen Ertrag abwarf. Außerdem konnten die hohen Jagdherrn dabei auch mit wenig Anstrengung ihr Jagdvergnügen genießen. Erst im Barock wurde diese Art des Weidwerks zu den entarteten Formen des Deutschen Jagens, des Hauptjagens und des Festinjagens weiterentwickelt, das waren dann nur mehr kunstvolle und kostenintensive Schlachtfeste und Tierquälereien.

Als Beispiel für diese Zeit darf ich Kaiser MAXIMILIAN II. anführen, der ab 1564 regierte und die Künste sowie die Wissenschaften großzügig förderte. Wie fast alle Habsburger war auch er ein begeisterter Liebhaber der Jagd. Er ließ östlich von Wien das Schloss Neugebäude errichten, eine riesige Anlage, die neben dem Renaissancegebäude auch ausgedehnte Gärten mit Fasanen, Rebhühnern und Muffelwild sowie eine Menagerie mit verschiedenen exotischen Tieren umfasste. Ein vorrangiges Interesse hatte MAXIMILIAN aber an der Kattenburg, einem Anwesen, das westlich von Wien zwischen den Dörfern Meidling und Hietzing lag. Dort bestand schon seit etwa 40 Jahren der sogenannte „Tendelgarten", in dem Damwild gehalten wurde. 1569 ließ der Kaiser die ganzen zugehörigen Grundflächen mit einer vier Kilometer langen Holzplanke einzäunen. Diese stellte sich als unzureichend heraus und wurde daher 1575 durch eine Steinmauer ersetzt. Der „Thiergarten bei der Kattenburg" diente vorrangig der Haltung von einheimischem Jagdwild und Geflügel, wie Fasanen, Pfauen, Hühnern und Enten, sowie der Zucht von Edelfischen. Aus dem Jagdschloss Kaiserebersdorf brachte man auch Truthühner hierher, die man damals „indianische Hühner" nannte. Die verschiedenen Flugwildarten und die Fische dienten unter anderem der Versorgung der Wiener



Situationskarte des k.k. Thiergartens auf Befehl Sr. Excellenz, des k.k. Obersten Hofjägermeisters, Herrn Grafen Rudolf WRBNA (1852)

Einfahrt zum Auhof im Lainzer Tiergarten (1876)

Philipp Peter ROOS (um 1700): Damwildjagd. Im Barock schätzte man in den Tiergärten besonders weiße und andere seltene Farbvarianten des Wildes.

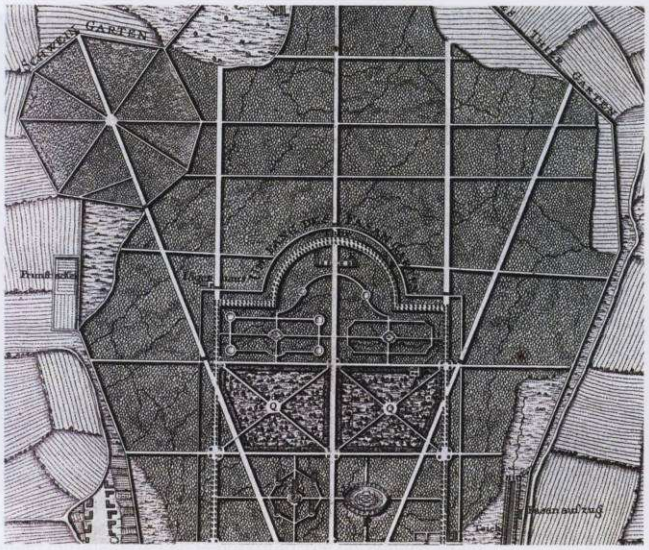
Hoftafel, aber auch dem Jagdvergnügen des Kaisers. Für die Pflege des Garten- und Tierbestandes waren ein Gärtner, ein Vogeljäger und ein Fischwart zuständig, ein Hüter musste zusätzlich das Gehege regelmäßig umrunden und Sorge tragen, dass „dass wildbredt nicht auskummen oder Ihme sonst Nachtheil zustossen möcht".

EINGESTELLTE JAGDEN IM TIERGARTEN

MAXIMILIAN nutzte den Tiergarten bei der Kattenburg gerne für sein Weidwerk. Er hatte ein Herzleiden, daher konnte er im Wienerwald keine anstrengenden Jagden bestreiten. Da kam dem Kaiser die neue Jagdmethode des „Eingestellten Jagens", die um 1560 von Oberstjägermeister Hans Herr zu SCHEFFENBERG auch in der Residenzstadt Wien eingeführt wurde, sehr entgegen. Dazu mussten die robotpflichtigen Bauern und Untertanen das Wild tagelang unter Verwendung von „Lappen und hohen Tüchern" aus entfernten Jagdgebieten in der Umgebung zusammentreiben. Wenn auf diese Weise genügend Wild „gesperrt" war, setzte man eine Hofjagd an, bei der die höfische Jagdgesellschaft das Rot- und Schwarzwild von einem Stand aus bequem erlegen konnte. Für solche Abschüsse auf kurze Entfernung waren die damaligen Feuerwaffen (Radschlossbüchsen bzw. Batteriegewehre) schon ausreichend geeignet. Diese „Sperrjagden" wurden in Wien bald sehr beliebt und hielten sich da – insbesondere im Lainzer Tiergarten – bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts. Ein Gemälde aus dem Jahr 1911 zeigt die Trophäe eines Hirsches, der bei so einer Gelegenheit „durch die Lappen ging" und die Sperrleine samt den Tuchlappen auf seinem Geweih entführte. Dank der Tiergartenmauer konnte er nicht entkommen und wurde mit seiner Dekoration erlegt. Die Kattenburg und der Tiergarten wurden beim Einfall der Ungarn unter Fürst BOCZKAY im Jahr 1605 beschädigt und geplündert und aus Geldmangel nur langsam wieder hergestellt. Gemäß einer Legende entdeckte Kaiser MATTHIAS, der ab 1614 gerne im Tiergarten jagte, dort eine Quelle mit hervorragender Wasserqualität, die man als den „Schönen Brunnen" bezeichnete. Das Wasser der Quelle diente dann bis zur Errichtung der Wiener Hochquellenleitung, also bis zum Ende des 19. Jahrhunderts der Trinkwasserversorgung des kaiserlichen Hofes in Wien. Ein Neubau der Kattenburg im Tiergarten konnte erst 1642/43 fertiggestellt werden, seit damals heißt die Anlage „Schönbrunn". Bei der zweiten Türkenbelagerung von Wien 1683 wurden das Schloss und der Tiergarten neuerlich arg in Mitleidenschaft gezogen. Nach einem zeitgenössischen Bericht war „das Holtz im Tiergarten Schönbrunn vom Erbfeindt ganz niedergehaut, und kaum etlich stamb aufrecht gelassen worden".

BAROCKE TIERGÄRTEN

Im Barock, dem Zeitalter der absolutistischen Herrscher, dachte man – im Gegensatz zur Renaissance – wieder vermehrt an das kommende Jenseits, aber davor wollte die adelige Spaßgesellschaft noch ein angenehmes, lustiges Leben führen. Auslöser dafür waren die nun überwundenen Gefahren und Entbehrungen im 30-jährigen Krieg sowie die erlebten Schrecken der Türkeneinfälle. Freilich konnten nur die Herrscher und deren Günstlinge ein so angenehmes Leben führen, das mithilfe der Leistungen unzähliger Leibeigener und robotpflichtiger Bauern finanziert wurde. Zu dieser Zeit wurden Tiergärten wieder sehr beliebt. Die Ritterschaft hatte im Mittelalter kunstvolle, anstren- →



General Plan über alle Gebäude, Gaerten und Thiergarten des fürstlichen Residenz Schlosses Eszterhazy (1760)

Ehrentafel der Teilnehmer an der Hofjagd 5. Oktober 1814 im K.K. Thiergarten nächst dem Auhof, anlässlich des Wiener Kongresses

gende Jagden bevorzugt. In der Renaissance schätzte man eher wirtschaftliche Jagdmethoden, aber nun wollte man in gut gehegten, eingefriedeten Jagdrevieren – möglichst nahe der Residenzen – ohne viele Anstrengungen große Strecken machen. Solche Jagden waren für die Adeligen gesellschaftliche Pflichtveranstaltungen.

Kaiser LEOPOLD I. ließ das Jagdschloss Schönbrunn und den Tiergarten vorerst nicht erneuern. Dafür wurden Favorita, Laxenburg und Kaiserebersdorf bald wieder hergestellt. Im Frühjahr – bis zur Mauser der Beizvögel – begab sich LEOPOLD nach Laxenburg zur Reiherbeize, in den heißen Sommermonaten residierte er in Favorita und im Herbst verbrachte er die Jagdzeit in Kaiserebersdorf. Er plante vorerst, in Schönbrunn ein neues Jagdschloss für seinen Sohn, den späteren Kaiser JOSEF I., errichten zu lassen. Nachdem der Thronfolger geheiratet hatte, beschloss man aber, Schönbrunn zu einer kaiserlichen Residenz auszubauen, in der auch der ganze Hofstaat Platz finden musste. Doch JOSEF starb schon 1711 nach sechs Jahren Regierungszeit unerwartet bei einer Blatternepidemie. Sein Bruder KARL VI. kaufte das Schloss von der Witwe, insbesondere wegen des attraktiven Jagdgeheges. Der Tiergarten war 1696 vom Penzinger Forstmeister Johann C. SAIZ neu angelegt worden. Er beherbergte ab damals nicht nur Rotwild, sondern auch seltsame Wildarten, wie Gämsen, weiße Hirsche mit schwarzen Flecken, Füchse, Marder und Wildkatzen. Der Fasangarten lag am Ufer der Wien und erstreckte sich bis nach Hietzing. Ein Gemälde von Johann G. HAMILTON zeigt, dass 1732 auch Rebhühner im Park lebten, im Hintergrund ist das Schloss Schönbrunn, wie es Johann FISCHER von ERLACH ausbaute, zu sehen.

Kaiserin MARIA THERESIA, die ebenso wie ihr Sohn JOSEF II. die Jagd weniger schätzte als ihr Vater KARL VI., ließ das Schloss Schönbrunn und die Gartenanlagen erweitern und ausbauen. Die Menagerie im Schlosspark diente nur mehr zur Haltung und Anschauung unzähliger – meist exotischer – Tiere. Es gab da auch noch eine Fasanerie, aber für Jagden war das Gelände kaum mehr geeignet. Die Kaiserin erließ 1770 ein Patent, das die Ausrottung des Schwarzwildes in Österreich im Interesse der Landwirtschaft anordnete. Demgemäß durften nach dem 31. 12. 1771 Sauen nur mehr in wohlverwahrten Tiergärten überleben. Es dauerte wohl ein paar Jahre, aber es gelang dennoch mit den noch nicht so präzisen Waffen, ohne jagdliche Optik und einer geringen Zahl von Jagdberechtigten. Um den Habsburgern die so sehr geschätzte Schwarzwildjagd weiterhin zu ermöglichen, erließ die Kaiserin 1772 ein Patent zur Errichtung eines Sauparks, der später unter dem Namen Lainzer Tiergarten bekannt war. Auch hier versuchte man die Umzäunung vorerst mir einer hölzernen Planke, die 1782 bis 1787 durch eine Steinmauer ersetzt wurde. Über die Entwicklung dieses Wildparks und seiner Wildpopulationen habe ich im Heft 10/2012 des St. HUBERTUS umfassend berichtet.

Alle Landesherren, die sich das leisten konnten, errichteten damals großflächige Tiergärten für ihr Jagdvergnügen. Als Beispiel möchte ich den Eisenstädter Tiergarten der Fürsten Esterházy anführen, der auch heute noch besteht. Solche eingefriedete Wildbahnen enthielten oft Jagdhäuser und Pavillons für das Personal, für Jagdgäste und gesellschaftliche Notwendigkeiten. Das riesige Tiergartengemälde, das ein Künstler mit den Initialen C. K. um 1760 schuf, zeigt unter anderem das kleine Jagdschloss Rendezvous. Der Name des schönen Rokokogebäudes macht schon deutlich, wofür es vornehmlich diente. In den Tiergärten tummelten sich vorwiegend Schwarzwild und Rotwild, daneben aber auch Damwild und Muffelwild. Im Barock schätzte man besonders kuriose und ausgefallene Gegenstände, Erscheinungsformen oder auch Tiere. Dementsprechend besetzte man die Wildparks gerne mit exotischen Wildarten oder mit solchen Exemplaren, die in der Färbung von der Norm abwichen. Gemäß abergläubischen Vorstellungen stirbt ein Jäger innerhalb eines Jahres, wenn er einen Albino, also einen weißen Hirsch, eine weiße Gams oder ein ähnliches Stück erlegt. Dennoch waren die Haltung und oft auch die Bejagung solcher „Weißlinge" in den Wildgattern sehr begehrt. In dieser Zeit hielt man jagdbares Wild nicht nur in großen, separaten Tiergärten, sondern besetzte auch schon vorhandene und neu errichtete Schlossparks gerne mit Damwild, Muffelwild, Pfauen u. dgl.,

nur das wehrhafte Schwarzwild kam in abgesonderte Saugärten.

EINGEFRIEDETE WILDBAHNEN NACH 1848

Nach der Revolution von 1848 kam es zu einem neuerlichen Boom von Tiergärten. Durch das Jagdpatent von 1849 wurden alle Jagdrechte auf fremdem Grundeigentum aufgehoben, daher konnten nun auch Bürger und Landwirte ihre Eigenjagdrechte ausnutzen oder ein Jagdgebiet pachten. Zum Schutz der Landwirtschaft gab es jetzt aber auch Bestimmungen über Wildschadensabgeltungen, die einen hoch gehegten Wildbestand in Pachtrevieren unerschwinglich machten. Oder in einem Eigenjagdrevier konnte ein besserer Wildbestand kaum aufgebaut werden, weil die Nachbarn alle auswechselnden Stücke sofort abschossen. Die neuen Jagdherren legten ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Wert auf die Ernte von kapitalen Trophäen, die Wildhege konzentrierte sich daher auf hohe Wildbestände, die mit Fütterungen, Wahlabschüssen, Einkreuzungen u. dgl. „aufgeartet" werden sollten. Die Lösung dieses Problems fand man in der Einrichtung von eingefriedeten Wildbahnen, in denen der Jagdherr ohne Einfluss oder Störungen durch Nachbarn seine gewünschten Hegeziele verwirklichen konnte. In Publikationen rechneten Fachleute die Wirtschaftlichkeit dieser Wildgatter vor: Ein befriedigender Rotwildbestand in einem umzäunten Revier verursachte – selbst wenn die Grundflächen dazu angekauft werden mussten - auf Dauer nur etwa ein Drittel bis zur Hälfte der Kosten, die ein gleich großes Jagdgebiet ohne Zaun, aber mit Wildschadensabgeltungen erforderte. Allerdings legte man vorerst Wert auf einen angemessenen Wildbestand, sodass nur wenig zugefüttert werden musste. Vergleiche dazu auch meine Beiträge zu diesem Thema im St. HUBERTUS, Hefte 3 und 5/2012.

Während des ersten Weltkrieges und in den Jahren danach hatte man für die Trophäenhege und die Aufartung des Wildes weniger Zeit und Geld. In den 1930er-Jahren hat man aber die seltsamen Hegevorstellungen, die zum Ende des 19. Jahrhunderts entwickelt wurden, gesetzlich festgeschrieben. Nun bemühte man sich, in verschiedenen Wildgattern mit Einkreuzen von Exoten und Fütterungsversuchen kapitale Trophäen zu produzieren. Der englische Privatier Walter WINANS hatte schon zur Jahrhundertwende begonnen, in seinem Wildpark in der Grafschaft Kent durch Mehrfachkreuzungen Hirsche mit besonders kapitalen Geweihen zu züchten. Ähnliche Versuche machte vor dem Zweiten Weltkrieg Graf Ivan DRASKOVICH auf seinen Ländereien in Ungarn, deren Ergebnisse er 1951 publizierte. Erwähnen möchte ich hier Franz VOGT, einen Chemiker und Physiologen, der in den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts in Böhmen ein Wildgatter einrichtete, in dem er mit wissenschaftlichen Methoden Fütterungsversuche mit Rotwild durchführte. Seine Ergebnisse in dem Wildgehege mit einem dürftigen Lebensraum waren sehr beachtlich. So z.B. hatte der Hirsch mit der Nummer 22 mit sieben Jahren schon ein 32-endiges Geweih, mit zehn Jahren brachte er es auf 36 Enden Die interessanten Erkenntnisse aus diesen Versuchen konnten aus Papiermangel erst 1947 publiziert werden, von Trophäenfanatikern wurden sie damals – ähnlich wie heute – falsch interpretiert. Über dieses Thema werde ich in einem anderen Beitrag berichten.

Als sich nach dem Zweiten Weltkrieg die Wirtschaft wieder erholte, ja, das Wirtschaftswunder begann, kam es noch einmal zu einem Gatterboom: Nun konnten es sich vermögende Grundeigentümer leisten, kleinere und größere Wildgehege anzulegen, um ihre Hegevorstellungen zu verwirklichen. Im Hinblick auf die nun extrem hohen Errichtungs- und Erhaltungskosten rechnen sich solche Gatter nur, wenn sie große Populationen – oft mehr, als die Behörde genehmigte – beherbergen. Der notwendige Reduktionsabschuss des Schwarzwildes in einem dieser neueren Wildgehege war der Anlass für die verschiedenen Zeitungsartikel, die ich eingangs angeführt habe. Darauf werde ich im Juliheft des St. HUBERTUS näher eingehen. ■

Der Chemiker Franz VOGT führte in den 1930er-wwJahren vor dem Zweiten Weltkrieg in einem Versuchsgatter Fütterungsversuche mit Rotwild durch.

Mit zehn Jahren präsentierte sich der Hirsch Nr. 22 aus den VOGT-Versuchen bereits mit einem kapitalen, 36-endigen Geweih.

FORMEN DER JAGD

GATTERJAGD II

Im ersten Teil habe ich gezeigt, dass Menagerien im ursprünglichen Sinn, Wildgehege und eingefriedete Wildbahnen schon vor mehr als 2.000 Jahren beliebt waren. Der ursprüngliche Zweck dieser Anlagen war die Haltung von wilden und halbwilden Tieren, die bei Bedarf in der Küche des Eigentümers verwertet wurden, die aber auch zur Bereicherung der herrschaftlichen Gärten dienten. Erst ab dem Hohen Mittelalter und der Renaissance kamen dann auch jagdliche Interessen dazu, die heute meist im Vordergrund stehen.

AUTOR & FOTOGRAF: DR. JOHANNES DIEBERGER

Für die Errichtung solcher Wildgehege gab es vorerst keine rechtlichen Voraussetzungen und Auflagen. Erst das Reichsjagdgesetz von 1934, das ab 1938 auch in Österreich galt, machte dafür eine behördliche Bewilligung erforderlich. Die Mindestfläche für Eigenjagden betrug damals 75 ha, vollständig eingefriedete Flächen konnten auch mit einer geringeren Ausdehnung zu Eigenjagdbezirken erklärt werden. Die gesetzlichen Jagdzeiten galten auch in solchen Wildgärten und Gatterrevieren. Tiergärten für Schau-, Zier-, Zucht- und wissenschaftliche Zwecke fielen damals nicht unter das Jagdgesetz. Frei lebende Wildtiere waren und sind – zumindest wieder seit dem Jagdpatent von 1849 – ein herrenloses Gut. Dies galt in den 1930er-Jahren auch für Wild in geschlossenen Wildgehegen, weil man dadurch Probleme mit Haftungsfragen im Falle von Schäden vermeiden wollte. Die Hege des Schwarzwildes war bei uns seit 1771 und auch im Dritten Reich nur in Wildgehegen erlaubt, in manchen unserer Bundesländer gilt das heute noch. Ab dem Barock bis zum Zweiten Weltkrieg gab es daher in unserer Heimat praktisch keine frei lebenden Wildschweine, aber die Jagd auf Schwarzkittel war bei vielen Jägern sehr beliebt. Da konnte man mit Saugärten und Wildschweingehegen – trotz der hohen Zaunkosten – wirtschaftliche Erfolge erzielen.

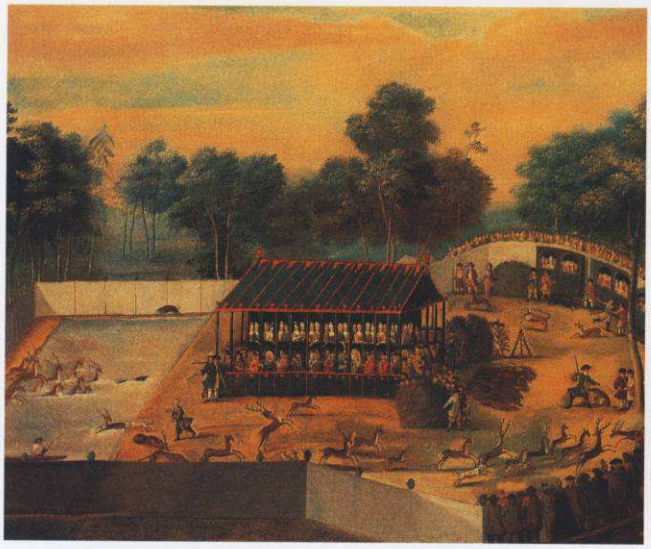
Das „Aussetzen ausländischer Tierarten in der freien Wildbahn" war zu dieser Zeit nur mit einer schriftlichen Genehmigung des Reichsjägermeisters zulässig, aber Damwild, Muffelwild und Fasanen zählten schon zu den heimischen Wildarten, daher gab es für diese Arten keine Beschränkungen, für die Hege und Bejagung dieser Exoten waren keine Wildgehege erforderlich. Durch die Arbeiten von Joachim BENINDE wusste man schon damals, dass Blutauffrischungen und Wildkreuzungen negativ zu bewerten waren, aber die Mehrzahl der wenig fachkundigen Jäger hielt an diesen Hegevorstellungen früherer Zeiten fest und brachte weiterhin ungeeignetes Material in die freie Wildbahn.

In den 30er-Jahren des vorigen Jahrhunderts gab es – zumeist noch aus früheren Zeiten – zahlreiche eingefriedete Wildbahnen und nach dem Zweiten Weltkrieg nahmen diese Einrichtungen weiter zu. Der Besatz erfolgte meist mit Material unbekannter Herkunft und Qualität, oft begnügte man sich mit dem optischen Erscheinungsbild der Tiere. Die Hoffnungen richteten sich beim Schalenwild vorrangig auf die Produktion von kapitalen Trophäen, denn man meinte, man könne damit die Qualität des deutschen Wildes ebenso verbessern, wie die Anhänger des totalitären NS-Regimes versuchten, die germanische Rasse der Menschen zu verbessern bzw. vor „negativen" Einflüssen zu bewahren.

WOZU HEUTE NOCH WILDGATTER?

Bei der Diskussion im Anschluss an die schon erwähnte Vortragsveranstaltung des Grünen Kreuzes am 8. April dieses Jahres meinte ein Gatterbetreiber, dass er in seinem Wildgehege den Altersaufbau seiner Wildpopulationen gemäß den wildbiologischen Erkenntnissen der 1930er-Jahre (!) wesentlich besser erreichen könne, als dies in der freien Wildbahn im Allgemeinen möglich sei. Meine Frage, ob er dadurch die Evolution des Wildes in seinem Jagdgatter besser beherrsche, als dies dem lieben Gott in der freien Wildbahn möglich sei, hat er aber nicht beantwortet. Wenn auch viele Jäger heute den Wildabschuss in eingefriedeten Wildbahnen nicht sehr schätzen, ist dieser doch auch ein Merkmal unserer heutigen Zeit. Die meisten Arbeitnehmer haben heute viel mehr Freizeit und Finanzmittel zur Verfügung, als dies früher der Fall war. Aber es gibt – neben dem Weidwerk – auch viel mehr Freizeitangebote, an denen die heutige Spaßgesellschaft teilhaben möchte. Der Leistungsdruck in den modernen Industrieländern ist stark gestiegen, sodass Geschäftsleute, Manager, Politiker und sonstige wichtige Persönlichkeiten, die sich auch teure Jagden leisten können, für das Weidwerk nur mehr wenig Zeit haben. Für solche Jäger bieten Jagdgatter die Möglichkeit, in einer absehbar kurzen Zeit erfolgreich eine – den Wünschen bzw. dem Geldbeutel entsprechende – Trophäe zu erbeuten. Die Produzenten bzw. Anbieter solcher Angebote (also die Betreiber von Jagdgattern) sichern ihren Kunden Diskretion zu, damit bei der Lieferung der Trophäen nicht publik wird, dass diese aus einem Gehege stammt. Haben manche der Abschussnehmer bei dieser „Jagdausübung" vielleicht doch ein schlechtes Gewissen?

In einer Studie von 2011 untersuchte Prof. Dr. W. BEUTELMEYER, wohin sich unser Weidwerk bis 2030 bewegen wird. Dabei wurde deutlich, dass die Jagd als zentrale Lebensaufgabe abnehmen, dass sie aber als Hobby unter mehreren Freizeitbeschäftigungen zunehmen wird. Generell wird das Wissen der Weidmänner sinken, es wird mehr geprüfte „Jagdtheoretiker" und weniger Praktiker geben. Die Zukunftsjäger werden viel weniger Zeit für die Jagd oder gar die Beschäftigung mit Jagdhunden haben. Der heutige Megatrend zur Oberflächlichkeit wird ver- →



Barockes Eingestelltes Jagen, in der Mitte der „Stand", von dem aus das Wild beschossen wurde

Lorenz JANSCHA (1770): Wasserjagd bei Ungarisch Altenburg

mehrt auch das Weidwerk erfassen, besonders stark werden die Wissensdefizite bei der Jagdkultur und beim handwerklichen Können ausfallen. Das hauptsächliche Motiv für die Jagdausübung wird zunehmend das Interesse an der Natur sein, aber die Jagd wird verstärkt als Networkingbasis für Freizeit und Beruf fungieren. Diese Aussichten lassen vielleicht für manche unserer Jagdkollegen den Abschuss von gezüchteten Wildtieren in Jagdgattern, Fasanerien oder in afrikanischen, amerikanischen und sonstigen Jagdfarmen als Zukunftsmodell erscheinen. Heute befürworten noch zwei Fünftel der österreichischen Bevölkerung die Jagd, ein Fünftel lehnt sie ab. Die restlichen zwei Fünftel stehen indifferent dazu bzw. haben sich dazu noch keine Meinung gebildet, doch wird sich der größere Teil dieser Gruppe bis 2030 vermutlich den Jagdgegnern anschließen. Diesen wenig erfreulichen Aussichten, die wir heute schon spüren, wird seitens der Jagdverbände kaum wirkungsvoll entgegengesteuert.

Aus der Sicht der Grundeigentümer können eingefriedete Wildbahnen auch heute noch wirtschaftlich interessant sein. Mit der Forstwirtschaft oder der Getreideproduktion kann man – insbesondere in ungünstigen Lagen – derzeit keine großen Gewinne erzielen. Die Kosten für die Errichtung und die Erhaltung von Einfriedungen – Zäunen oder Mauern – sind heute weitaus höher als vor hundert Jahren. Daneben fallen noch einige andere Aufwendungen für den Betrieb von Jagdgattern an. Die Behörden legen heute Höchstzahlen für den Wildbestand in Wildgehegen fest, aber mit Überschreitungen – die zweifellos schwer zu kontrollieren sind – kann der Gewinn dieser Anlagen maximiert werden. Bei Rotwild, aber auch anderen Arten kann es dabei zu auffälligen Wildschäden kommen. Ein Verwalter eines solchen Gatters rechnete mir vor, dass er – im Vergleich zur freien Wildbahn – auf gleicher Fläche jährlich etwa drei- bis viermal so viele kapitale Hirsche zum Abschuss vergeben kann, dazu kommen noch einige schwächere Exemplare. Was aber den entscheidenden Unterschied ausmacht, ist die Tatsache, dass der vermögende Abschussnehmer, der ja nicht viel Zeit zur Verfügung hat, in absehbarer Zeit zu seiner Trophäe kommt. In freier Wildbahn kann das Tage dauern, oft reist der Jagdgast ohne Erfolg ab. Vielleicht wurde der ersehnte Hirsch inzwischen schon im Nachbarrevier erlegt?

In freier Wildbahn haben wir seit einigen Jahren genügend bis zu viel Schwarzwild, in manchen Gebieten verursachen die Wildschäden an den landwirtschaftlichen Kulturen große Sorgen und Kosten. In so manchen Revieren und Hegeringen bekommen wir das Problem aber nicht in den Griff, was zweifellos an uns Jägern liegt. Trotz dieses „Überangebotes" an Wildschweinen gibt es auch großes Interesse an (zumeist kostenpflichtigen) Abschüssen in Saugattern, weil der Abschussnehmer im Gehege verhältnismäßig rasch und überwiegend sicher zum Erfolg kommen kann. Die Ergebnisse aus der Studie von Prof. BEUTELMEYER machen die Wünsche der Gatterjäger verständlich.

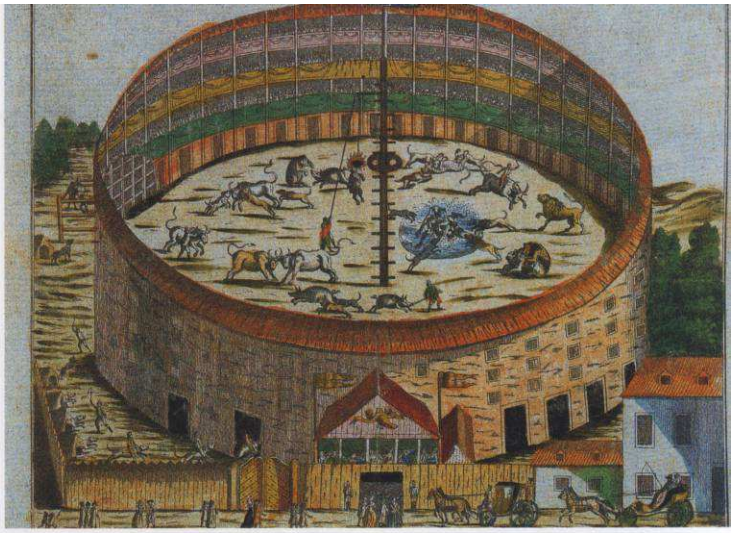
WAS IST JAGD?

Wenn wir die Gatterjagd beurteilen wollen, sollten wir vorerst überlegen, was wir unter dem Begriff Jagd verstehen dürfen. Ich glaube, dass viele von uns heutigen Jägern Probleme haben, einem Nichtjäger oder gar einem Jagdgegner mit wenigen Sätzen zu erklären, was das Wesen des Weidwerks ausmacht. Denn das ist gar nicht so einfach, wie es auf den ersten Blick aussieht. Im Laufe der Geschichte ist die Jagd mehrmals entartet, aber die handelnden Personen hatten das meist nicht erkannt. Als Beispiele darf ich die Königsjagden in Assyrien, die Kampfjagden der Römer in der Arena, verschiedene Formen des Eingestellten Jagens bzw. die Festinjagden oder Prunkjagden im Barock, oft in Form von Wasserjagden, anführen. Im Barock gab es zudem auch Tierhetzen nach antikem Vorbild, zum Teil in eigenen Hetztheatern, und im Rokoko auch das Fuchsprellen. Ich erinnere auch an die entartete Form der Parforcejagden zum Ende des Barocks, die Fuchsjagden (in England bis 2005), das Hasenbugsieren im Biedermeier, aber auch an die mitteleuropäische Form der Trophäenjagd sowie den Abschuss von Wildtieren in Fasanerien und Wildgehegen bis heute. Früher haben solche Auswüchse des Weidwerks die Menschen, auch die Nichtjäger,

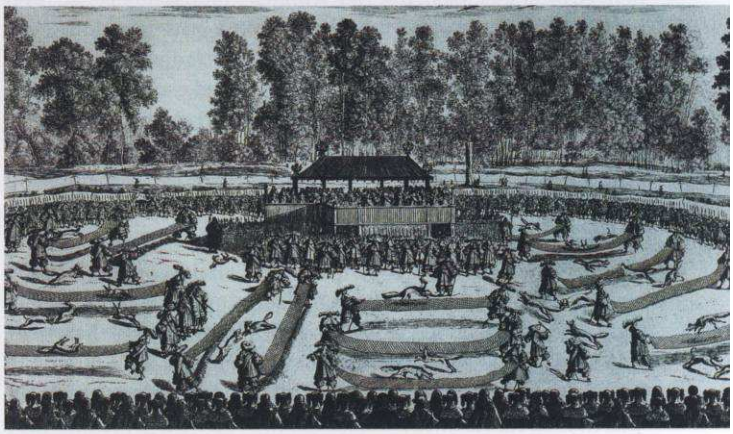
kaum gestört. Zur Beurteilung solcher Formen des Weidwerks benötigen wir eine Definition der Jagd, die für den ganzen Zeitraum, nämlich von ihrer Erfindung bis heute, gilt. Dabei geht es aber nicht um eine juristische Abgrenzung, denn das Jagdrecht regelt auch Handlungen, die keine Jagd sind (z.B. den Abschuss von wildernden Hunden, die Bekämpfung der Tollwut, die Wahl des Bezirksjägermeisters u.a.m.), sondern es soll das „charakteristische Wesen dieser Tätigkeit" deutlich gemacht werden.

Die Jagd wurde vor etwa 500.000 Jahren erfunden. 98 % dieser sehr langen Zeitspanne diente das Weidwerk unseren Vorfahren nur zur Versorgung mit Nahrung und Rohstoffen. Es gab da keine Übernutzungen oder Ausrottungen von Wildtieren. Natürlich fielen damals fallweise Menschen Raubtieren zum Opfer. Aber das war für die Spezies Homo – ähnlich wie für die Wildarten dieses Lebensraumes – kein besonderes Problem, sie alle versuchten, solchen Gefahren aus dem Weg zu gehen. Niemandem wäre damals eingefallen, deswegen eine Schutzjagd zu betreiben. Das änderte sich erst in den vergangenen 10.000 Jahren mit der Erfindung der Landwirtschaft, die wir als neolithische Revolution bezeichnen. Nun wurden manche Wildtiere zu Konkurrenten, zu Schädlingen an Haustieren und Kulturen. Und ab den Hochkulturen kam noch etwas dazu: Die Herrscher und deren Günstlinge jagten nun auch aus Freude an der Jagd, zur sportlichen Ertüchtigung und zum Training für den Krieg. In Assyrien und Ägypten führte die Priesterschaft auch rituelle Jagden durch. Erst ab den Hochkulturen gab es Entartungen der Jagd, wie ich sie weiter oben erwähnt habe, erst ab da wird zur Beurteilung dieser Tätigkeit eine Definition des Weidwerks notwendig.

Ich erspare meinen Lesern, über das Buch „Der Sophist" zu berichten, in dem der griechische Philosoph PLATON zwei Weise langatmig über das Wesen der Jagd und der Angelfischerei diskutieren lässt. Wir werfen einen Blick in das „Jagd=Forst= und Weidewercks=Lexjkon", das Johann August GROSSKOPF 1759 heraus gab. Unter dem Stichwort „Jagd" kann man da lesen: „wo die Jagden in zwey Theile gesetzet sind, da hat man hohe und niedere Jagd. Wo aber dreyerley Jagden sind, da heisset es Hohe= Mittel= und Nieder=Jagd, und gehören zur Mittel=Jagd, das Schwartz=Wildpret, die Rehe, Wölffe, Birck=Wildpret, Hasel=Hühner und dergleichen." Das hilft uns nicht weiter, denn hier werden nur rechtliche Einteilungen beschrieben. Auch das „Wald= Forst= und Jägerey=Lexicon", das ein anonymer Autor 1764 in Prag verfasste, bringt keine besseren Erkenntnisse, denn da heißt es: „Jagd. Diese ist eigentlich eine Verrichtung, da man sowol das Wilde, und grosse Gevögel, als auch vierfüßige Thiere verfolget; und ist nach Beschaffenheit des Orts, und anderer Umstände verschiedentlich. Denn das Wildpret wird entweder auf den Feldern, im Gehölze oder Gebüschen gejaget, und mit Geschoß erleget, welches auch mit dem Geflügel geschiehet, oder mit dem Fang=Eisen, und Jagd=Messer getödtet." Der königlich preußische Forstmeister a.D. Hermann Heinrich ROTHE fand 1901 in seinem kleinen Büchlein „Ethik und Ästhetik im Waidwerke" eine Jagddefinition, die uns heute erschreckt: „Die Jagd ist das mehr oder minder erfolgreiche Bestreben, unter Anwendung zweckmäßiger Schusswaffen den aus der Befriedigung des Zerstörungstriebes an wildlebenden Tieren erwachsenden Genuss zu haben." Damals ist in den meisten Jagdbüchern und Fachzeitschriften oft vom Jagdgenuss die Rede, denn das Interesse an Wildbret, an der „Fleischjägerei" galt bei den



Hetzamphitheater in Wien um 1790



Großes Fuchsprellen im Wiener Prater anlässlich der Hochzeit von Kaiser LEOPOLD I. mit MARGARITA TERESA von Spanien 1666

neuen Jagdherrn damals als „Aasjägerei", also als nicht weidgerecht.

Die erste brauchbare Definition der Jagd fand ich beim deutschen Jagdhistoriker Kurt LINDNER. Er schrieb schon 1937: „Jagd ist etwas spezifisch Menschliches. Sie ist zweckbewusste, in der Regel auf Tötung gerichtete Verfolgung einer Gruppe von als Wild bezeichneter Säugetiere und Vögel unter Verwendung zusätzlicher Mittel und unter Wahrung der Entkommenschancen des verfolgten Objektes." Diese Formulierung mag etwas kompliziert erscheinen, aber sie trifft den Kern der Sache. Die Jagd ist eine menschliche Erfindung, der Begriff sollte daher für Tiere nicht angewandt werden (z.B. in der krampfhaften Wortschöpfung „jagendes Wild" statt Raubwild). Die Definition enthält fünf Elemente, die das Wesen der Jagd ausmachen, fällt nur eines davon weg, so handelt es sich um Schlachtung und nicht um Weidwerk. Der bekannte spanische Philosoph José ORTEGA Y GASSET widersprach LINDNER in seinen „Meditationen über die Jagd", die er 1944 als Vorwort zum Jagdbuch seines Freundes Eduardo VON YBES verfasst hatte. Diese Meditationen wurden in Deutschland als eigenständiges Buch mehrfach publiziert und werden von Jägern öfter gedankenlos zitiert. Ortega hatte von Jagd und Jagdgeschichte wenig Ahnung, er kannte nur zwei Segmente davon: nämlich die damals beginnende, aber noch fehlerhafte Fachliteratur über Höhlenmalereien sowie die trophäenorientierte Jagd seiner adeligen Freunde in der Mitte des 20. Jahrhunderts. Der spanische Philosoph kam daher zu falschen Schlüssen, aus Platzgründen möchte ich dies hier nur mit einem Beispiel belegen. Ortega meinte unter anderem, dass die Seltenheit des Wildes wesentlich und zu allen Zei ten eine Grundvoraussetzung der Jagd ge- →

wesen sei. Diese These ist zweifellos falsch. Trophäen spielten für die Jäger von der Steinzeit bis zum Biedermeier für die Auswahl der Beutestücke natürlich keine Rolle. Für die Steinzeitjäger war die Verfügbarkeit der Wildarten, auf die sie Jagd machten, entscheidend. Und diese setzte sich zusammen aus 1) einer ausreichend hohen Dichte der zu bejagenden Wildart und 2) aus der Beherrschung einer entsprechenden Jagdtechnik.
Auch heute wissen viele Jäger anscheinend nicht, wozu wir unser Weidwerk erhalten wollen, warum wir es gegenüber Jagdgegnern verteidigen. Dazu ein Beispiel, das ich im Novemberheft 2014 der Zeitschrift „Der Anblick" fand. Hubert SAUPER berichtete da über eine Hubertusfeier in Kärnten und da kann man lesen: „Über Jahrhunderte ist der Zweck der Jagd unverändert geblieben: das Wild in „nützliches" und „schädliches" einzuteilen, zu jagen und zu erbeuten und freilich nicht selten mit Trophäen sich mit schlechtem Gewissen als Held feiern zu lassen." Ein Kommentar dazu erscheint mir entbehrlich.

JAGD IST ANEIGNENDE NUTZUNG

Ich darf dagegen den Lesern meine Kurzdefinition der Jagd anbieten: „Jagd ist eine aneignende Nutzung (oder Bewirtschaftung) von frei lebenden, autochthonen Wildtieren." In dieser Definition sind die wesentlichen Aussagen von LINDNER enthalten, sie geht sogar noch darüber hinaus. Auch hier werden für das Weidwerk fünf wesentliche Forderungen aufgestellt, die für den ganzen Zeitraum der Jagd gelten, von deren Erfindung vor 500.000 Jahren bis heute. Die Jagdgeschichte macht uns deutlich, dass die Jagd entartet, wenn auch nur eine dieser Forderungen wegfällt, oder es handelt sich nicht mehr um Jagd. Aneignend steht hier bewusst im Gegensatz zu produzierend. Wildtiere sollen sich in freier Wildbahn bewegen und entfalten sowie an den Lebensraum anpassen können. Je mehr wir sie einengen, manipulieren oder „managen", wie dies heute oft gefordert wird, desto weniger handelt es sich um Jagd! Seit dem Biedermeier haben wir uns mit falsch verstandener Hege nach landwirtschaftlichen Methoden von einer aneignenden Nutzung unseres Wildes schon weit entfernt. Mit intensiven Fütterungen, Wahlabschüssen, Bekämpfung bis Ausrottung von unerwünschten, sogenannten schädlichen Arten, Blutauffrischungen bzw. Einkreuzungen von Exoten, Freilassung von Zuchtprodukten, Ein- bzw. Aussperrungen des Wildes betreiben wir eine Produktion von Beutetieren nach unseren menschlichen, meist naturfernen Vorstellungen. Ich möchte hier nichts gegen eine Bejagung des Raubwildes sagen, wenn es dabei um eine sinnvolle Nutzung und nicht um Reduktion oder gar Bekämpfung geht. Je mehr beim Weidwerk die Nutzung in den Hintergrund gedrängt wird und je mehr sportliche, jagdkulturelle und gesellschaftliche Interessen in den Vordergrund treten, desto weniger handelt es sich um Jagd!
Wildtiere sollen die Möglichkeit haben, sich in ihrem Lebensraum frei zu bewegen und entsprechend ihren Ansprüchen den geeigneten Lebensraum auszusuchen. Die moderne Kulturlandschaft setzt da schon viele Hindernisse, wie hochrangige Verkehrswege, Kanäle und verbaute Gewässer, Siedlungen, Zäune und dergleichen, entgegen, sodass die Bewegungen unseres Wildes behindert bis verhindert werden. Je mehr wir die Bewegungen dieser Tiere einschränken, je kleiner die Lebensräume, Wildgatter, Tiergärten oder Jagdfarmen sind, desto weniger handelt es sich bei der Nutzung derselben um Jagd! Unser Wild soll

Die Schädeldecke aus der Höhle von Swartkrans (Südafrika) macht deutlich, dass dieser Hominide Opfer eines Leoparden wurde.

autochthon, also bodenständig sein. Im Laufe der Zeit gab und gibt es immer wieder Veränderungen des Lebensraumes durch Klimaschwankungen, Kulturmaßnahmen durch uns Menschen und dergleichen, sodass Wildtiere einwanderten oder auswanderten, ausstarben, sich anpassten und anderes mehr. Durch die Rodungen bei der Einführung der Landwirtschaft wurden Waldarten zurückgedrängt, Arten der freien Landschaft, Steppentiere fanden neue Lebensräume. Wenn wir Exoten oder fremde Provenienzen von Wildtieren nach unseren menschlichen Vorstellungen ansiedeln, gibt es keine langsame Anpassung, die einheimischen Arten werden oft massiv benachteiligt. Je weniger unsere Wildtiere bodenständig sind – auch wenn sie, rechtlich gesehen, schon „einheimisches Wild" sind –, desto weniger ist deren Nutzung Jagd! Und natürlich sollen unsere Beutetiere Wildtiere sein. Bei vielen unserer Wildarten trifft das nicht mehr ganz zu, denn Fasane, Kaninchen, Muffelwild, Damwild, auch Schwarzwild und andere mehr stammen von halbdomestizierten Vorfahren, Tieren aus Wildgehegen oder Kreu-

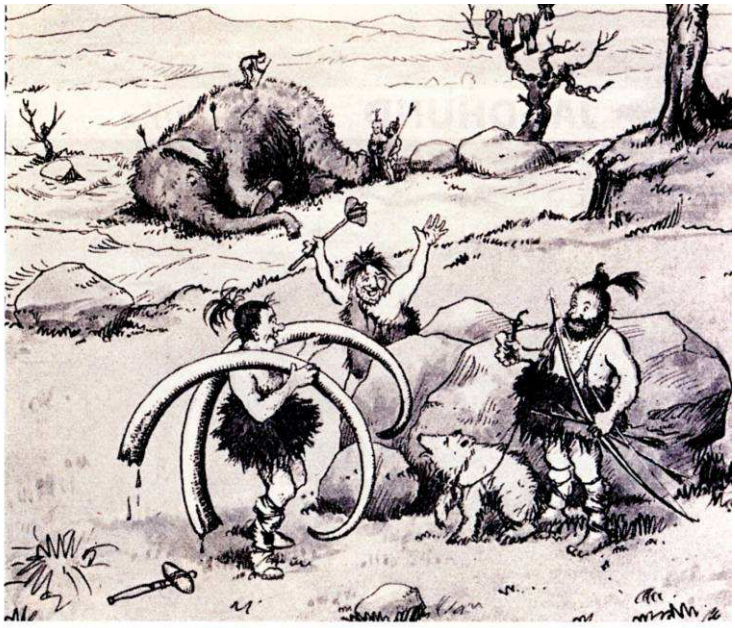
Die bei uns bekannten „Meditationen über die Jagd" waren ein Vorwort zu einem spanischen Jagdbuch und werden oft gedankenlos zitiert

zungsprodukten mit Haustieren (z.B. Steinwild, Wildkatzen) ab. Diese Produkte haben nicht mehr das volle genetische Inventar von Wildtieren, sodass sie sich an den Lebensraum nicht genügend anpassen können. Ein Beispiel dafür bietet uns der Fasan, der sich ohne ständige Hegemaßnahmen bei uns nur schwer halten kann. Je weniger die Beutetiere unserer Begierde Wildtiere sind, desto weniger handelt es sich bei deren Nutzung um Jagd!

GATTERJAGD IST KEINE JAGD!

Aus der Definition der Jagd und den ausgeführten Gründen ist ersichtlich, dass die Gatterjagd sachlich nicht zum Weidwerk zählt, auch wenn sie den Bestimmungen des Jagdgesetzes entspricht. Abschüsse in Fasanerien, Wildgehegen und dergleichen sind Entartungen der Jagd. Dies gilt natürlich nicht für das Abschießen oder Fangen von „Wildtieren" mit jagdlichen Methoden in Gehegen zur Fleischgewinnung oder in Zuchtgehegen. Auch das ist keine Jagd, sondern eine landwirtschaftliche Nutzung, die vernünftigerweise auch im Jagdgesetz geregelt wird, weil so das Tierschutzgesetz die Bewirtschaftung nicht zu sehr behindern kann. Dem Grundeigentümer muss es frei stehen, wie er seine Flächen – natürlich im Rahmen der Gesetze – bewirtschaftet. Aus der Sicht der Jagd bzw. des herrenlosen Wildes sind Gatter meist negativ zu beurteilen, insbesondere weil sie den Wildlebensraum einschränken. Das heißt aber nicht, dass man nun alle Wildgehege verbieten und auflassen muss oder soll. Barocke Tiergärten, wie z.B. der Lainzer Tiergarten bei Wien, der Eisenstädter Tiergarten im Nordburgenland oder der Tierpark Springe, sind jagdkulturelle Denkmäler, die jedenfalls erhalten werden sollten. Landesrat Stephan PERNKOPF berichtete, dass in Niederösterreich derzeit 75 Jagdgatter mit einer Fläche von rund 25.000 ha bestehen, ab August 2015 werden keine weiteren genehmigt. Ein Nachbesatz ist dann nur mehr zur „Blutauffrischung" möglich, es wird in Zukunft mehr kontrolliert. Das war wohl eine Reaktion auf die Anzeige von vier sehr bekannten Jägern wegen „Tierquälerei durch Massenzucht und Massenabschuss in einem rund 200 ha großen Jagdgatter", worüber Dr. Karoline SCHMIDT im Presseartikel „Ballern im Bordell" vom 28. November 2014 berichtete. Auch eine Anzeige wegen Waldverwüstung und Waldgefährdung des Ökologischen Jagdverbandes soll anhängig sein.

Vermutlich hat die bekannte Wildbiologin, die keine Jägerin ist, das betreffende Gatter mit einer Fläche von etwa 240 ha noch nie gesehen. Dieses liegt nur wenige Kilometer von meiner Wohnung entfernt. Einige meiner Jagdkollegen haben an dieser Treibjagd – und auch an früheren Terminen – teilgenommen und mir davon berichtet. Es waren daran etwa 20 Schützen und etwa doppelt so viele Treiber beteiligt. Die zwei Triebe dauerten jeweils zwei Stunden. Für jeden Trieb wurden die Stände ausgelost, es gab also keine Bevorzugung einzelner Jäger. Jeder Schütze bestieg gemeinsam mit einem revierkundigen, unbewaffneten Begleiter einen etwa zwei Meter aufragenden Hochstand, somit gab es überall ausreichende Kugelfänge. Bei dieser Gelegenheit sollte der Schwarzwildbestand reduziert werden, daher wurden Frischlinge, Überläufer und Keiler freigegeben. Die Strecke betrug etwas über hundert Stück Wildschweine. Nach den Trieben wurde nachgesucht, auch am nächsten Morgen gab es noch eine Nachsuche. Die beteiligten



H. GEILFUSS: „Und hier sind die Grandln", Trophäen spielten in der Steinzeit natürlich keine Rolle.

Schützen sollen hervorragend geschossen haben, es gab kaum Fehlschüsse. Dennoch berichtete SCHMIDT, man habe 60 angeschossene Wildschweine langsam verenden lassen. Jeder Jäger weiß, dass eine Nachsuche während des Triebes nicht möglich ist, und man angeschweißtes Schalenwild erst nach einer Wartefrist nachsucht. Aus meiner Sicht hat man diese notwendige Wildreduktion im Gatter sehr professionell durchgeführt. Von Massenabschüssen kann wohl keine Rede sein, wenn die Teilnehmer im Schnitt fünf bis sechs Stücke erlegt haben. Diese teilnehmenden Schützen sind auch kaum für eine angebliche „Massenzucht" verantwortlich. Eine Wildbiologin müsste – selbst wenn sie keine Jägerin ist – wissen, dass die heute übliche Form von „Nachstellen, Aufsuchen und Erlegen der Wildtiere in einer komplexen Umwelt" die Jäger erfreut, aber einen enormen Jagddruck erzeugt. Von wenig informierten Tierschützern wird die Treibjagd immer wieder kritisiert, aber von verantwortungsbewussten Wildbiologen wird den professionell durchgeführten Bewegungsjagden, Ansitztreibjagden und dergleichen der Vorzug vor ständigen Einzeljagden, Birschen und Ansitzen gegeben. Vergleiche mit eingestellten Jagden, der „barocken Lust, in kurzer Zeit eine möglichst große Zahl von Wildtieren niederzuknallen", mit dem Straßenstrich und anderem mehr beweisen nur, dass die Autorin dieses Presseartikels nur sehr geringe Kenntnisse von der Jagdgeschichte bzw. vom modernen Jagdbetrieb hat.

Mit einer grundsätzlichen Kritik an Jagdgattern und der Gatterjagd oder verschiedenen Jagdmethoden bin ich durchaus einverstanden. Aber solch polemische Vergleiche, unsachliche Behauptungen und Wortspielereien, in denen Ausdrücke aus dem deutschen Jagdrecht mit solchen des österreichischen Jagdrechts unzulässig vermengt werden, hätte ich eher in einem kleinformatigen Boulevardblatt erwartet, diese sind einer ausgewiesenen Wildbiologin auch nicht würdig. Wie schon erwähnt, kann ich mich des Verdachtes nicht erwehren, dass es bei solchen Artikeln oft nicht um sachliche Kritik geht, sondern dass vielmehr Repräsentanten der Jagd, der Politik und der Wirtschaft ein schlechtes Image verpasst werden soll. Zumindest mit einem der beklagten Jäger hat die Autorin verständlicherweise schwere Differenzen. Solche Vorkommnisse und Diskussionen beschädigen immer das Ansehen unseres Weidwerks. Wir Jäger sollten uns aber bemühen, unsere Jagdmethoden und Einstellungen öfter kritisch zu hinterfragen, damit solche Vorwürfe gar nicht entstehen können. ■